Hygienische Briefe.

(Von einem praktischen Arzte.)

Im Verlaufe der verflossenen Jahre hat sich zu Gunsten der Erzielung reiner, unverfälschter Nahrungs- und Genußmittel eine Strömung gebildet, welche nicht mit allzeit lauteren Mitteln ein Ziel verfolgte, dessen Erreichung aber in um so größere Ferne gerückt blieb, je weniger Diejenigen, welche als Hauptinteressenten funktioniren, unterstützend mitwirkten.

Gegenüber maßlosen und recht oft von grober Sachunkenntniß zeugenden Verdächtigungen in Betreff der Qualität gewisser Nährmittel und ihrer Darstellung oder Gewinnung, haben sich zwar in neuester Zeit mehrfach Stimmen erhoben, welche, den übertriebenen Anschuldigungen und Anfeindungen ganzer Gewerbszweige, eine unparteiische, objektive Darlegung der Verhältnisse versuchten, aber eine plaumäßige und sachverständige Bekämpfung vorhandener Uebelstände ist noch immer in dieser Angelegenheit selten zu beobachten gewesen, und deshalb dürfte es an der Zeit sein, zu versuchen, in die Bewegung gegen die Nahrungsmittel-Fälscher etwas mehr Plan und System zu bringen.

Daß es Aufgabe der Gesundsheitspflege ist, die Befriedigung der Ernährungsbedürfnisse des Publikums in geregelte und gefahrlose Bahnen zu führen, wird Niemand leugnen. Ob aber Jeder, der das so außordentliche weitläufige Gebiet der Hygiene kultivirt, gerade in Bezug auf einzelne hervorragende Abtheilungen desselben die erforderliche Sachkenntniß besitzt, um sein Urtheil als maßgebend in den Vordergrund stellen zu dürfen, darf wohl mit Recht bezweifelt werden.

Der Umstand aber, daß gerade die meisten Derjenigen, welche die Agitation gegen die Nahrungsfälscher in Szene setzten und leiteten, dem Gebiete, welches sie hierbei betraten, intellektuell wenig oder gar nicht gewachsen waren, erzeugte der Mißgriffe und Fehler, Mißverständnisse und Unzuträglichkeiten so viele, daß es nicht möglich war, selbst in denjenigen Sphären, in welchen über die Angelegenheit das letzte Wort in unparteiischer Weise zu sprechen gewesen, den Ansichten und Urtheilen über die in Frage kommenden Verhältnisse allezeit die erforderliche Sicherheit zu wahren. Hieraus entwickelte sich aber ein Zustand der Unsicherheit und Zersplitterung im Urtheil der richterlichen Behörden, wie er kaum auf einem anderen Gebiete der Rechtspflege jemals wieder anzutreffen sein dürfte.

Als Verfälschung eines Nahrungsmittels ist jede, in der Absicht zu täuschen, vorgenommene Werthverminderung eines solchen zu beurtheilen. Der Beweis dafür, daß das Vergehen der Verfälschung vorliege, ist also erst dann geführt, wenn erstens die Werthverminderung eines Objektes festgestellt, und zweitens dargethan ist, daß dieselbe in der Absicht, zu täuschen, ausgeführt wurde. Beide Bedingungen können aber nicht in allen Fällen gleichzeitig erfüllt werden und der Umstand, daß man in vielen einschlagenden Fragen entweder mit dem Nachweis der Werthverminderung an sich, oder andererseits mit der Annahme einer absichtlichen Täuschung allein rechnete, um das Vergehen der Verfälschung als constatirt zu betrachten, mag zu so vielen Inconsequenzen in der Rechtsprechung auf diesem Gebiete Veranlassung gegeben haben.

Zur Klärung der Thatsachen muß daher zunächst erörtert werden, ob es möglich ist, in jeder Beziehung über die stattgefundene Werthverminderung eines Objektes wissenschaftlichen Aufschluß zu erlangen. Hierauf läßt sich kurz mit einem entschiedenen Nein! antworten.

Die wissenschaftliche Prüfung kann in vielen Fällen wohl die Veränderung, aber in den seltensten Fällen die Werthverminderung eines Objektes constatiren, und deren Versuche, letztere Frage zu beantworten, haben leider sehr vielfach zu ganz unhaltbaren Ansichten und Urtheilen geführt.

Vor mehreren Jahren kam z. B. eine Sorte präparirtes Kakaopulver in den Handel, welches sich durch seine leichte Aufquellbarkeit im heißen Wasser, sowie durch seine vermehrte Nahrhaftigkeit auszeichnete und trotz dieser Verbesserung seiner Qualität im Interesse des konsumirenden Publikums fachmännisch untersucht, als verfälscht betrachtet und von der Behörde verurtheilt wurde, weil der Fabrikant zur Erreichung obigen Erfolges dem Kakao bei seiner Zerkleinerung 2 Procent kohlensaures Kali zugefügt hatte, durch dessen Anwesenheit das Produkt aber unbedingt gewann. Die Concurrenz bemächtigte sich dieser Thatsache, verkleinerte auf Grund des sehr voreilig abgegebenen Gutachtens den Werth des Produktes, um — — schließlich sich desselben Mittels zu bedienen, die Kakaomasse leichter aufschließbar und genußbar zu gestalten. Der gute Ruf der ersteren Firma war schwer betroffen, trotzdem die Qualität des Fabrikats in keiner Weise gemindert gewesen — hohe Geldstrafen wurden über die Firma verhängt, und viele Concurrenten nützten die Methode frei aus, — und alles dies auf Grund eines ganz ungerechtfertigten, unsachverständigen Gutachtens!

Wie lange ist es her, daß man die Bierbrauerei der gröbsten Verfälschungen bei der Bereitung des Bieres beschuldigte?

Durch die Tagespresse zog sich, wie die Geschichte von der Seeschlange, ungeschwächter Weise die Fabel von der Verwendung ausgesprochener Gifte, wie Pikrinsäure, Herbstzeitlose, Strychnin u. s. w. es sind, als Mittel, den Bieren bittern Geschmack und stärkere narkotische Wirkung zu verleihen. Und als die Wissenschaft und die Behörden es versuchten, dem Gerüchte auf den Grund zu gehen, da ergab sich, daß es auf chemischem Wege bisher noch nicht gelungen war, Pikrinsäure und das Gift der Herbstzeitlose mit vollster Sicherheit im Biere, welches an sich schon in dem Hopfengifte (Lupulin) der Träger einer narkotischen Substanz ist, in jedem Falle nachzuweisen, daß alle in dieser Richtung ausgeführten früheren chemischen Untersuchungen in ihren Resultaten vielseitig unsicher und unrichtig waren, und daß in dem Falle, wo es sich um die Feststellung des Strychnins handelte, konstatirt wurde, daß nicht die englischen Brauer, sondern die Apotheker von England aus Frankreich Strychnin zu medizinischen Zwecken bezogen hatten.

Nicht die Verfälschungssucht der betreffenden Industriezweige, sondern der vielfache Mangel jederzeit tüchtig gebildeter Sachverständiger und entsprechend stichhaltiger Prüfungsmethoden ist es, welcher hier in Betracht kommt und zu dem Verlangen berechtigt, daß die wissenschaftliche Begutachtung in die Hände nur solcher gelegt werde, welche sich durch entsprechende vielseitige Ausbildung und Thätigkeit, sowie durch fachmännische, mit Erfolg bestandene Prüfungen den Behörden gegenüber als vertrauenswürdige Sachkundige legitimirt haben.

In der Kuhmilch, welche vielfach als Ersatzmittel der Muttermilch für Säuglinge verwendet wird, ist ein Nahrungsmittel geboten, dessen Qualität oft weit hinter den gestellten Anforderungen zurückbleibt. In gerechter Würdigung dieser Thatsachen haben die Sanitätsbehörden Marktkontrolen eingeführt, die jedenfalls sehr beachtenswerth erscheinen, wenn die expeditiven Methoden, deren man sich zur Prüfung der Milch mittelst der sogenannten Milchwaage in den allermeisten Fällen sehr illusorisch in den Resultaten erscheint, „wenn man trotzdem immer wieder von Neuem dazu vorschreitet, dieses Milchuntersuchungsverfahren als wichtigsten Maßstab für die polizeiliche Marktkontrole hinzustellen, so ist zu konstatiren, daß alle derartigen Verfügungen zu den zwecklosen Experimenten gehören, durch welche die Milchverkäufer nur eingeschüchtert werden, bis sie die Werthlosigkeit der ganzen Manipulation erkannt haben, und durch welche das Publikum vorübergehend beruhigt wird, um dann enttäuscht mit um so berechtigtern Zweifeln dieser Sicherheitsmaßregel entgegen zu treten.

Nicht immer die Schuld des Verkäufers ist es, wenn das gekaufte Produkt den gestellten Anforderungen an Reinheit und Güte nicht entspricht; — hier machen sich Verhältnisse geltend, welche bisher noch viel zu wenig in Betracht gezogen wurden, und bei deren Hervortreten, die Konsumenten selbst die größte Schuld trifft.

Zur Naturgeschichte der Narren.

In einer Vorrede, welche Alexander Dumas zu einer soeben erscheinenden Sammlung kleiner Salon-Lustspiele von Frau Janvier de la Motte geschrieben hat, findet sich folgende kurze Naturgeschichte des Narren, welche, wenn auch nicht viel Neues, so doch das Alte in glänzender neuer Form bringt. Es heißt darin:

„Der Narr ist ein sehr eigenthümliches Thier. Diejenigen, welche ihn mit dem Dummkopf verwechseln, beweisen ohne Weiteres, das es ihnen vollständig an Beobachtungs- und an Ordnungssinn fehlt. Zwischen dem Dummkopf und dem Narren besteht jener außerordentliche Unterschied, das der Erstere, wenn man genöthigt ist, ihn im Tete-a-Tete über sich ergehen zu lassen, immer langweilig, unausstehlich, zum Verzweifeln unerträglich ist, während der Letztere unter den gleichen Bedingungen von einem stets neuen Interesse, von stets unvorhergesehenen Wendungen ist. Die Tiefen der Narrheit sind — wenn man sich nur recht auskennt — von entzückenden Ueberraschungen voll. Einen Narren vor sich haben, einen wirklichen Narren, der mit sich selbst zufrieden ist, der es sich wohl sein läßt, der sich gern ausschwätzt, welcher Hochgenuß! welcher Leckerbissen! Ein einziges Bedauern verbittert das Vergnügen des Feinschmeckers, d. i. daß man es nicht unmittelbar mit einem Freunde theilen kann. Man schämt sich dieses einsamen Schmauses; aber der Narr will so auf die Minute gekocht werden, mit so viel Sorgfalt aufgeschnitten werden, mit so viel Vorsicht geschlürft werden, daß man nie weiß, ob man durch eine dritte Person nicht zerstreut würde und ob man nicht verleitet würde, dieses seltene Wildpret zu früh oder zu spät vom Spieße zu ziehn. Denn der Narr, der wirkliche Narr, der vollkommene Narr ist außerordentlich selten. Darum ist er nicht allein sehr gesucht, sondern Unaufmerksamere verwechseln ihn auch leicht mit dem Dummkopf, deren es unzählige giebt.

Der Narr muß nicht unbedingt einen Unvernünftigen enthalten. Im Gegentheil, wenn er von guter Race ist, verhüllt er sich und versteckt sich sehr lange unter Eigenschaften oft ersten Ranges. Gelehrsamkeit, sogar Geist sind mit der Narrheit nicht unvereinbar. Sie umgeben sie manchmal, wie das saftige Fleisch einer Frucht ihren Kern umgiebt. Man sieht einen wohlerzogenen, berühmten Mann, man argwohnt nichts, man spricht mit ihm, man vertraut ihm seine innere Ueberzeugung an; dann, bei einem gewissen Wort, einer gewissen Geste, erkennt man das besondere Individuum, man sieht ihn plötzlich ganz anders an und ruft innerlich aus: Ah, das ist Einer! Und nun fängt der Narr an, sich mit all seinen Glöckchen vor Einem zu drehen, mit all seinen anmuthigen Bewegungen, lächelnd die Zähne zeigend wie ein Tänzer im Seidenröckchen. Von diesem Augenblick an reicht kein Schauspiel an dasjenige heran, das man sich nun geben kann; es ist geradezu königlich. Kein Musikinstrument, kein Flügel von Erard, keine Geige von Stradivarius, die unter den Fingern eines Liszt oder Paganini so richtige, so reine Töne geben würden wie dieses menschliche Instrument, das alle Töne spielt, die man will, wenn man den richtigen Knopf zu berühren weiß.

Die Narrheit ist die einzige Eigenschaft des Menschen, welche die Natur, man weiß noch nicht, warum, zur höchsten Vollkommenheit entwickelt hat. Wenn das so vielfache und interessante Antlitz des Narren in einigen Zügen gemalt werden könnte, so wäre es vielleicht in jenem Porträt eines endgiltig als Narren erkannten sehr hervorragenden Mannes, das eine Dame entworfen hat:

„Ja, ja, sagte sie, ich kenne ihn genau. Das ist der Herr der immer von sich spricht, und wenn er schweigt, so sieht man, daß er es nur thut, um noch mehr an sich zu denken.“

Das Mittagsgespenst.

Die „Tägl. Rundschau“ in Berlin erzählt: Während uns Nordländern die Mitternachtsstunde die unheimlichste zu sein pflegt, in welcher die Gräber gähnen und allerlei Spuk zwischen Himmel und Erde sein Wesen treibt, war den Alten die richtige Spukstunde die heiße Mittagszeit. Es ist ja dies auch im Süden diejenige Zeit, zu welcher das Leben der Natur zu pausiren scheint. Hält die Natur Siesta, so ist ja das die beste Zeit, wo man das Hineinragen einer übernatürlichen Welt in die unsere empfinden mag. Furcht überschlich den antiken Bauer daher nicht so, wenn er Nachts umherstrich, als wenn er Mittags durch die glühende Einsamkeit des Waldes gehen mußte, während das heiße Laub unter seinen Füßen knisterte. Da mochte er wohl Pan's Gesicht oder etwas anderes Uebernatürliches plötzlich erblicken und, von panischem Schrecken gejagt, aus dem Walde fliehen. Auch in der Mark kennt man ein Mittagsgespenst. Es ist auch schaurig einsam im heißen Sommer in unseren märkischen Fichten-Schonungen. Die Pschesponiza nennen die Wenden diese Mittagsfrau. Sie hat es vor Allem auf die Kinder abgesehen. Zwischen 12 und 1 Uhr erscheint sie, trägt eine Sichel an einer langen Stange auf der Schulter — eine echt slavische Gespensterwaffe — und schneidet damit den Frauen die Köpfe ab. Wenn Jemand Mittags auf dem Felde ist, so ist sie plötzlich da, sagt: „Sezp a syju“ (Sichel und Hals), und wer dann nicht bis 1 Uhr ihr Geschichtchen erzählt, den tödtet sie. Wenn die Kinder Mittags in die Erbsen (Schoten) gehen wollen, um zu naschen, sagt man ihnen: Da „schucht“ die Mittagsfrau. In Bloischdorf im Spreewalde ist ein Stein, der ist oben eingesessen, weil die Pschesponiza darauf zu sitzen pflegt. Wenn junge Mütter nicht recht lange im Bett bleiben, sondern Mittags aufstehen, kommt die Mittagsfrau auch in die Stuben und schafft Unheil. Man nennt sie auch die Flachsjungfer, und wer um Mittag auf dem Felde ist, muß sich hüten, von Flachs zu sprechen; das ruft sie herbei. Die Mittagsstunde ist überhaupt nichts werth, wie ein Sprichwort im Dorfe Groß-Särchen bei Triebel behauptet. Da reitet ein Mann auf einem „weißen Schimmel“ um die Felder und weder Mann noch Pferd haben einen Kopf. Dann entsteht ein Gesäuse und Gebrause und man sagt: Da kommt der Alte mit dem Schimmel. Im Dorfe Schleife hütete einmal der Bauer Leido ein Pferd in einem Gärtchen hinter einem Teiche, schlief da ein und schlief bis zur zwölften Stunde, da kam das Mittagsgespenst und fraß dem Pferde den Kopf ab. Und im Brahmo kam es sogar zwischen Elf und Zwölf und fraß Menschen. — Dieser märkische Pan hat also recht unliebenswürdige Eigenschaften. Was aber Gutes an ihm ist, das ist: er nöthigt die Bauern, die Mittagsstunde — ihre Freistunde — ja innezuhalten. Und das ist dem Knechtsvolk gewiß ja angenehm genug. Vielleicht ist das Gespenst sogar dazu erfunden worden. Fast überall in der Mark ist die Pünktlichkeit zu bewundern, mit welcher die Gespanne um zwölf Uhr vom Acker heimkommen, sobald nur der Küster „gebrahmt“ hat, d. i. vom Kirchthurm die Mittagsstunde mit dreimal drei Glockenschlägen ankündigt. Was die Pünktlichkeit der Arbeiter im Einhalten der Mittagsstunde betrifft, so ist diese wohl eine sehr verbreitete und ließe somit auf eine Weltherrschaft des Mittagsgespenstes schließen.

Geyser.

Eine türkische Hunde-Novelle.

Arthur war jung, reich, gebildet, unabhängig, hübsch, er war im Besitz Alles dessen, was das Leben zu verschönern vermag, aber Arthur war nicht glücklich, er liebte unerwidert Adelen.

Adele war jung und schön, sonst hätte Arthur Adelen nicht angebetet, Adele war reich, sonst hätte sie Arthurn nicht ausgeschlagen, aber Adele war nicht fromm; sie verachtete die Männer im Allgemeinen und haßte Arthur noch obendrein in specie.

Warum verachtete denn Adele die Männer?

Adele war bis in ihr zwanzigstes Jahr von Sommersprossen fürchterlich entstellt und wurde von keinem Manne eines Blickes gewürdigt, obwohl sie keinen Knopf Geld besaß. Im 21. Jahre bekam sie die Blattern, in Folge deren günstigen Verlaufes sich die Sommersprossen gänzlich verloren; im 22. Jahre starb ein Onkel und hinterließ ihr sein großes Vermögen, nun war sie angebetet und umschwärmt; sie aber verachtete ein Geschlecht, das niederträchtig genug ist, eine Aphrodite lieber zu betrachten als eine Vogelscheuche, und so erbärmlich lieber in einer Villa Rebhühner, als in einer Bauernkeusche Grundbirnen aus der Hand der Liebe zu genießen.

Sie haßte aber Arthurn obendrein, um seines und ihres Hundes willen.

Ihr Hund hieß Fido und war eine nichtsnutzige, bissige kleine Bestie von Pintscher; man sagte, er sei noch böser als seine Herrin.

Arthur's Hund hieß Geyser und war ein edler, löwenmuthiger Neufundländer mit prächtigem schwarzen Pelz, blutigen Augen und einer Doppelnase, wie sie nur einem Hunde gut ansteht; man hielt ihn für gescheidter als seinen Herrn.

Fido hatte Geysern gezwickt und Geyser Fido'n so zusammengebeutelt, daß ihn seine Herrin im Schnupftuch nach Hause tragen mußte.

Adele war unversöhnlich, Arthur in Verzweiflung.

Arthur sprang in's Wasser, Geyser zog ihn wieder heraus; Arthur war zu einer sehr ungesunden Zeit hineingesprungen und bekam ein rheumatisches Fieber, das ihn 14 Tage an das Bett fesselte.

Geyser machte alle Stunde einen Höllenlärm, damit er nicht vergaß, die Medizin zu nehmen.

Als Arthur das erste Mal das Haus verließ und vor Adelen's Wohnung vorbeiflirte, fesselte ihn dort ein sonderbares Schauspiel.

Vor ihm rannte ängstlich kläffend ein kleiner, nackter Hund — er war weder mit Halsband noch Maulkorb bekleidet — hin und her, hinter dem das verkörperte Fatum in Gestalt eines stämmigen Mannes in kurzer Jacke sich anschickte, jene Schlinge über ihn zu schleudern, welche für seinesgleichen niemals einen guten Klang giebt.

Fido hatte seinen Urlaub in den Hausshof in trotzigem Uebermuthe gegen das Kammermädchen bis auf die Gasse ausgedehnt. Der Unglückliche war verloren!

Oben am Fenster stand Adele, rathlos die Hände ringend.

Da gebährt sich mit blitzesschneller Zeugung in Arthur's Gehirn die rettende That; er löst den Maulkorb von Geyser's Schnauze, hetzt ihn auf — Fido; „pack, herein, marsch nach Haus —“ Geyser faßt den am Rande des Grabes Taumelnden und läuft mit ihm nach Arthur's Wohnung. Fido ist gerettet.

Grimmig wandte sich der Apollyon des Hundegeschlechts zu Arthur; „mein Herr, wie können Sie sich unterstehen! ich werde Sie arretiren lassen.“

Arthur aber entgegnete erhaben: „ist es nicht genug, daß Sie Hunde arretiren, wenn sie keinen Maulkorb tragen, wollen Sie mich auch noch arretiren, weil ich einen trage? — er ging nach Hause.

Nach fünf Minuten öffnet sich die Thür seines Salons; athemlos stürzte Adele auf das Sopha, wo ihr Liebling sich eben von der ausgestandenen Angst erholte.

Zehn Minuten lang drückte sie ihn stumm an die hochwogende Brust — dann erhob sie sich mit Würde. „Mein Herr!“ „Mein Fräulein!“ „Eine Gefälligkeit!“ „Tausend für eine mit Freuden!“ „Geben Sie mir Ihren Hund. Sie fangen gerade mit der Tausend und Einten zu fordern an.“ — „Ich muß den Hund unter jeder Bedingung haben;“ „wohlan meinen Hund bekommen Sie nur zugleich mit meiner Hand.“ „Gut, es gilt, ein solcher Hund ist zehn Männer werth.“

„Geyser, bring“ rief Arthur, lächelnd mit den Augen nach Adelen winkend. Geyser nahm die Hand Adelen's und zog sie zu seinem Herrn; in Geyser's Rachen vereinte sie sich mit der Hand Arthur's. — — — —

Die Erde trug nie vier glücklichere Geschöpfe.

Ein edles Künstlerherz.

Henriette Sontag begann ihre Künstlerlaufbahn in Wien.

Wer etwas von den Brettern weiß, welche die Welt bedeuten, wird leicht glauben, daß die junge, liebenswürdige und hochbegabte Künstlerin manchen Kampf gegen Neid und Mißgunst zu bestehen hatte, indessen ihr Debüt war ein glänzendes, trotz der Eifersucht ihrer Kolleginnen. Je mehr die boshaften Schlangen von den Seitenlogen her zischten, um so lebhafter und leidenschaftlicher applaudirten die Löwen des Parketts. Fräulein Amalie Steininger war eine der Enragirtesten jener Schlangen — eine Dame, deren einstmalige Oktaven längst vom Sturm der Leidenschaft auf wenige scharfe Töne reduzirt waren. Dessen ungeachtet aber hatte Fräulein Amalie noch Ritter, welche ihre Farbe trugen und für ihre Schönheit eine Lanze brachen, und mit Hülfe dieser Ritterschaft gelang es ihr, ihre Rivalin aus dem Felde zu schlagen.

Einige Jahre darauf sang Henriette Sontag mit dem Tenoristen Fager zusammen in Berlin und stellte sogar die Signora Catalani in Schatten. Die Feder der Journalisten strach und schwärmte nur noch von Henriette Sontag; und in und um Berlin herum gab es keinen Garten, der nicht geplündert worden wäre, um ihr eine Blumenspende zu bringen. Ihr Wagen war stets von Angehörigen der ersten Familien belagert, und mehr als an einem Abend spannte ihr das begeisterte Volk die Pferde aus, um den vergötterten Liebling mit seinen Händen heimwärts zu führen. Das war ein wahrer Enthusiasmus! Sie war, wie schon gesagt, die Catalani ihrer Zeit, nur daß sie jung und schön, während jene auffallend häßlich war. —

Als Henriette Sontag eines Morgens durch die Straßen Berlins fuhr, hörte sie eine liebliche Kinderstimme die österreichische Nationalhymne singen. Die Künstlerin ließ sofort halten und winkte die jugendliche Sängerin zu sich an den Wagen heran.

„Wie heißt Du, Kleine?„ fragte sie, auf die Wagenthür gelehnt, die vor ihr Stehende.

„Nannerl!“ lautet die in echt österreichischem Dialekt gegebene Antwort.

„Wer ist die Frau dort, welche Du führtest?“ fuhr die Sontag fort.

„Das ist meine arme blinde Mutter,“ erwiderte das Kind.

„Und der Name Deiner armen blinden Mutter?“ forschte sie weiter.

„Amalie Steininger.“

„Amalie Steininger!“ wiederholte die Künstlerin in höchster Verwunderung.

„Ja. Amalie Steininger“, sagte das Kind. „Meine Mutter war eine berühmte Sängerin, bevor sie ihre Stimme und das Augenlicht verlor. Sie hat nämlich so viel geweint, daß sie erblindete. Dann haben alle ihre Freunde sie verlassen, wir mußten alles verkaufen, was wir besaßen, und gehen nun betteln, damit wir nicht verhungern.“

Henriette Sontag vermochte kein Wort hervor zu bringen; die Thränen, welche in ihren großen glänzenden Augen perlten, erstickten ihre Stimme. Die Reiter hatten auch Halt gemacht, und waren der Unterhaltung mit lebhaftem Interesse gefolgt.

„Meine Herren,“ wandte sie sich nach kurzer Pause zu diesen, „erlauben Sie mir, hier auf der Straße eine Sammlung für die unglückliche Kollegin zu veranstalten, die des Augenlichtes beraubt ist. Hier ist meine Börse“, fuhr sie fort, „und bitte, lassen Sie diese nicht die einzige sein, die den Weg in des Kindes Hände findet.

Im nächsten Moment wurde das Mädchen mit Silber und Gold so überschüttet, daß es meinte, der Himmel müsse einen Engel zu ihr gesendet haben, um ihre arme unglückliche Mutter von allem Elend zu befreien.

„Wo wohnt Deine Mutter, mein Kind?“ fragte Henriette weiter, sich an dem Erstaunen der Kleinen weidend.

„Hinter der Königsmauer, No. 19“, antwortete das Mädchen.

„Nannerl, grüße Deine Mutter von ihrer alten Kollegin Henriette Sontag, und sage ihr, heute Nachmittag werde dieselbe sie in ihrer Wohnung aufsuchen. Ich möchte Deine Mutter selbst sprechen, sage ihr also, sie solle mich erwarten.“

„Henriette Sontag!“ rief die Kleine, immer mehr erstaunt, und lief eiligst zu ihrer Mutter zurück, um ihr zu erzählen, wer die schöne vornehme Dame sei.

Henriette Sonntag hielt Wort. Im Laufe des Tages suchte sie Amalie Steininger auf in Begleitung eines alten, ihr befreundeten Herrn. Sie schloß ihre unglückliche Kollegin mit inniger Theilnahme in die Arme und vermied es taktvoll, Wien zu erwähnen, um Amalie nicht daran zu mahnen, wie sie Henriette einst dort behandelt hatte. Der Freund, welcher die Sängerin bei ihrem Besuch begleitet, war ein berühmter Augenarzt; er untersuchte die Augen der Blinden, schüttelte aber schon nach kurzer Prüfung traurig das Haupt. Hier war keine Hoffnung.

An einem der nächsten Abende sang Henriette Sontag die „Iphigenie“ zum Besten einer unglücklichen Künstlerin, und wir brauchen wohl nicht zu sagen, wer diese unglückliche Künstlerin war. So lange Amalie Steininger lebte, sorgte Henriette Sontag für sie und für das Nannerl, welches die beste Erziehung erhielt und später als berühmte Schauspielerin, von Liebe und Dankbarkeit beseelt, der großen Sängerin — Henriette Sontag — edles Herz nicht genug rühmen konnte.

Sprüche des Weisen El-Ben-Razi.

Der Mensch ist in der Welt mit nichts zufrieden, außer mit seinem Verstande; je weniger er hat, desto zufriedener ist er.

Der fällt am meisten, wer stolz genug ist, in seine Tugend kein Mißtrauen zu setzen.

Der Mensch begeht oft wider Willen ein neues Verbrechen, nur um der Schamröthe über ein altes auszuweichen.

Eine einzige abgeschlagene Wohlthat macht tausend wirklich erzeigte in Einem Augenblicke vergessen.

Geduld ist eine Kunst und eine von den schweren,
Die Weiber können sie nicht lernen, aber lehren.

Wenige wissen, wie viel man wissen muß, um zu wissen, wie wenig man weiß.

Man thut oft viel und thut im Grunde doch nichts, weil man das nicht thut, was man thun soll.

Die Menschen bezeugen die Idee des Rechtes, die sie in sich tragen, stets mehr dadurch, daß sie das Böse an anderen gestraft, als an sich verbessert wissen wollen.

Die Vortrefflichkeit des wechselseitigen Unterrichts bewährt sich nirgends besser als in den Zuchthäusern; die meisten kommen als größere Schurken heraus, als sie hineingegangen sind.

Ein herbes Gemüth wird mit der Zeit nicht milder, und eine scharfe Zunge ist das einzige schneidende Werkzeug, welches durch beständigen Gebrauch nicht abgestumpft wird.

Macht das Glück fröhlich, so macht das Unglück weise, und die Weisheit macht doch am Ende trotz dem Unglück wieder fröhlich.

Unsere eingeschränkte Natur kann keine ununterbrochene Glückseligkeit ertragen. Geregnet muß es haben, wenn die Sonne uns recht lieblich scheinen soll; gestürmt muß es haben, wenn die Stille uns recht wohl thun soll; und nur durch einen Zusatz von Bitterkeit gewinnen die Leckerbissen des Lebens ihren wahren Hochgeschmack.

Die Vergehung eines gemeinen Mannes gleicht dem falschen Gange einer Taschenuhr, der nur eine Person betrifft, vergeht sich aber ein Hochgestellter, ist es so, als wenn die Kirchthurmuhr falsch geht, das macht Viele irre.

Unter dem Volke in Genua ist die Redensart: „daß du eine Ambo gewinnen möchtest“ eine sehr gewöhnliche Verwünschung, und soll den Erfahrungssatz deutlich machen, wie jeder Spieler durch einen kleinen Gewinn geködert, gelockt und in's Verderben gestürzt wird.

Es ist das Weib' ein süßes Uebel,
Ein leichtes und ein schweres Joch.
Es kommt mir vor wie eine Zwiebel,
Man weint dabei und ißt sie doch.

Das erste Weib ward durch den Teufel,
Durch's Weib der erste Mann verführt.
Seitdem hat stets die Frau der Teufel,
Und stets die Frau den Mann regiert.

Sieht man eine Burgruine, so mag man sich darüber trösten, daß die Raubvögel, die dort gehorstet haben, in Abgang gekommen oder zahm geworden sind.

Ein Vater klagte: Meine Tochter hat Beruf zum Klosterleben, aber zum Unglück ist sie nicht reich genug, um das Gelübde der Armuth abzulegen.

Der Geist warnt oft das Herz und spricht
ein ernstes Wort,
Ja, sagt das Herz, und geht auf altem
Wege fort.

Die Nationen, die sich auf ihre großen Männer am meisten einbilden, sind oft die letzten, die sie bei ihrem Leben ehren. Nur für den, der schon im Grabe liegt und Niemanden mehr im Wege steht, darf man eine Gewogenheit hoffen, die nun kein Neid mehr schwächt.

Mit dem Recht ist es wie mit dem Fleische; es ist zu theuer, als daß es auch den armen Leuten zu gut käme.

Ueberraschende Entdeckung.

Frau: Ich bin in Geldverlegenheit und möchte fragen, was Sie mir auf den Löffel darleihen könnten — er ist ganz gut und echt — da brauchen's keine Sorge zu haben. Die Frau Baronin, welche bei mir wohnt, hat ihn schon oft benutzt, und die nimmt nichts, was nicht ganz echt und gut ist.

Leihhausbeamter (nachdenklich) Nun warten Sie 'mal — der Frau Baronin hab' ich allemal 20 Mark darauf geliehen!

— Schritt und Lauf. — Die Welt am Wanderstabe durchmessen, ist eine jener leicht hingeworfenen Redensarten, bei der man kaum die Unmasse von Beinschwingungen überdenkt, die dazu erforderlich sind. Und doch ist der Schritt ein geringfügiges Fortbewegungsmittel. Bei einem erwachsenen Manne rechnet man durchschnittlich 65 Centimeter darauf. Man hat berechnet, daß der französische Soldat beim gewöhnlichen Marsch 76 Schritte in der Minute macht, während der Geschwindschritt 100 und der Sturmschritt 126 Schritte in der Minute zählt. Daraus ergibt sich, daß der französische Soldat im gewöhnlichen Schritt etwa $2\frac{1}{2}$ Fuß in der Secunde zurücklegt, während er im Sturmschritt etwa $3\frac{1}{2}$ Fuß in der Sekunde durchmißt. Für das deutsche Militär aber ist der Schritt jetzt auf 90 Centimeter Länge angenommen und das Zeitmaß auf 112 Schritte in der Minute für den gewöhnlichen Marsch, auf 120 für den Sturmschritt. Längst erwiesen ist es übrigens, daß man beim Schnelllaufen keineswegs durch die Verlängerung der Schritte schneller vorwärts kommt, sondern nur durch deren Beschleunigung. Es hat gewandte Läufer gegeben, die schon 14, ja sogar 30 Fuß in der Secunde zurückgelegt haben, eine Schnelligkeit, welche fast derjenigen der besten Pferde gleichkommt. Gute Kutschenpferde, wie z. B. die nordamerikanischen, durchlaufen bei Trabbewegungen 1000 Meter in 1 Minute $27\frac{1}{2}$ Sekunden. Wenn nun auch ein Mensch eine Zeit lang an Schnelligkeit mit dem Pferde zu wetteifern vermag, in der Ausdauer wird er es nie auch annähernd erreichen. In Wien gab es bis zum Jahre 1848 eine förmliche Zunft von Schnellläufern, die sich aus den Vorläufern gebildet hatte, die vor fürstlichen und herrschaftlichen Galawagen hertrabten. Diese mußten alljährlich am 1. Mai einen Wettlauf im Prater anstellen. Einer der berühmtesten Schnellläufer, welchen die Neuzeit gesehen hat, war Mensen-Ernst, ein Norweger, der indeß auch, wie die meisten seiner Genossen, dem aufreibenden Gewerbe zum Opfer fiel und an einem Lungenschlag endete.

— Ein excentrischer Lord. Gegen Ende des Jahres 1880 starb Lord Wristd, eines der größten Originale Londons. Während seiner amerikanischen Reise trat er eines Tages in Philadelphia in ein Restaurant und verlangte ein besonderes Gericht. Der Kellner betrachtet den Gast und fängt an zu lachen; der Lord zieht eine Pistole und feuert auf den Kellner, dieser stürzt zu Boden, man läuft hinzu, der Wirth des Etablissements lamentirt, aber Wristd sagt ernst und ruhig: „Setzen Sie die Leiche auf meine Rechnung.“ Aber der arme Teufel war nicht todt geblieben, er hatte sich erholt, und man brachte ihn in's Hospital, wo er gut gepflegt und bald von der erhaltenen Wunde geheilt wurde. Der Lord setzte dem Burschen eine Pension von 8000 Mark aus.

— Künstliche Finger. Von berühmten Kriegshelden ist es bekannt, daß sie sich beim Verlust von Gliedmaßen künstliche machen ließen und so das Kriegshandwerk ruhig fortsetzten. So Götz v. Berlichingen und der wilde Herzog Christian von Braunschweig, die mit ihren eisernen Händen ebenso kräftig dreinschlugen, wie ehedem. Der General Nadasdy zog sogar mit einem silbernen Beine in den Türkenkrieg. Ein ähnliches Beispiel bietet die Musikgeschichte. Desmasures, ein vorzüglicher Organist, der am Ende des vorigen Jahrhunderts in Rouen lebte, verlor auf der Jagd durch das Platzen seiner Flinte die drei letzten Finger der linken Hand. Er ließ sich künstliche machen und es gelang ihm durch angestrengten Fleiß trotz der künstlichen Finger die frühere Fertigkeit im Orgelspiel wieder zu erlangen.

— Ein Sorgenbrecher. „Können Sie mir nicht etwas geben, das aus meiner Seele die Gedanken an Sorgen und trübe Erinnerungen verbannt?“ fragte ein melancholisch blickender Mann einen Apotheker. Der Medicinmann nickte stumm und mischte ihm eine Arznei mit etwas Chinin, Wermuth, Rhabarber, Bittersalz und Ricinusöl. Das Mittel half, denn sechs Monate lang hatte der Mann nichts weiter zu thun, als immer neue Pläne zu ersinnen, wie er wohl den abscheulichen Geschmack dieser täglich genommenen Mixtur aus dem Munde los werden könnte.

— Ein „schöner Zug“. Der französische Marschall Bassompierre wurde im Jahre 1602 als Gesandter König Heinrichs IV nach Bern geschickt, um die von Heinrich III geschlossene Allianz zu erneuern. Als er, nachdem er seinem Auftrage entsprochen, bei seiner Abreise bereits zu Pferde saß, traten die Abgeordneten der Schweizer Kantone, jeder mit einem Becher Wein in der Hand, an ihn heran, um ihm den Abschiedstrunk zuzutrinken; jeder leerte seinen Becher bis auf den Grund. Da ließ der Marschall dreizehn Flaschen Wein herbeibringen, goß den Wein in Ermanglung eines Glases in einen seiner großen Reiterstiefel, setzte an und trank ihn in einem Zuge aus auf das Wohl der Schweiz.

Elektrische Funken.

Die Mode ist eine zweite Vesta: ihre Priesterinnen bekommen keine Männer.

Eine Uhr, ein junges Weib und ein altes Haus bedürfen unausgesetzter Fürsorge.

Wenn der Affe seinen Leib im Spiegel erblickt, so zerschlägt er ihn. Könnte mancher Mensch seine Seele im Spiegel sehen, wie sie wirklich beschaffen ist, er würde ihn wohl auch zerschlagen.

Zwei kräftige Freunde sind Uhren, welche in ihren kleinen Pendelschlägen abwechselnd abweichen und zusammenstimmen, aber bei dem großen ordentlichen Ausschlage in einer Stunde zusammentreffen.

Wenn der Teufel die Seele eines Genies als Braten verzehrt, so beißt er gewöhnlich die arme Seele eines Recensenten von Profession als trockenes Brod dazu.

Manche Pädagogen wollen die Leidenschaften ihrer Schüler zügeln, haben aber die Ihrigen noch so wenig in ihrer Gewalt, daß sie im Streite mit der Grammatik den Geist aufgeben.

Zur Feier des Hussit